

Ein persönliches Nachwort

von Angelika Dietrich

*Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühen,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?*

Es war das Lied der Mignon, das den Auftakt machte, damals im Germanistik-Seminar über deutschsprachige Autoren in Italien. Es hat mich berührt wie keines der anderen Gedichte, die wir danach noch lasen und analysierten, und weckte in wenigen Worten die Sehnsucht. Es war Frühling, die Uni hatte gerade wieder begonnen, bald würde die Luft nach Sommer riechen, und wir würden uns ein Semester lang mit der Italiensehnsucht der deutschen Dichter befassen, in München, ebenjener Stadt, die manche die nördlichste Italiens nennen. Wir notierten die Merkmale der arkadischen Landschaft: Zitruspflanzen, die blühen und gleichzeitig Frucht tragen. Myrte, das Symbol der Liebe. Lorbeer, Symbol der Dichtung. Dazu: schönes Wetter, sanfte Landschaft. Zeilen, die Erinnerungen weckten an die eigene italienische Bildungsreise, die nur wenige Monate vor dem Seminar stattgefunden hatte.

Goethe hat seine Italienreise noch vor sich, als er 1783 das Lied der Mignon schreibt. Erst im September 1786 reist er, 37-jährig, unter dem Pseudonym Philipp Möller gen Süden, gibt sich als Maler aus. Er will raus aus Weimar, dem Dienst als Verwaltungsbeamter am Hofe Carl Augusts und der dortigen Gesellschaft eine Weile entfliehen. Von Trient über Verona, Venedig, Perugia, Rom bis nach Neapel und Palermo zurück über Siena, Florenz und Mailand führt ihn die Route. In den meisten Städten bleibt er nur ein, zwei Tage. Vor allem in

Neapel und Florenz hält er sich länger auf, in Rom lebt er insgesamt fast ein Jahr. Erst nach knapp zwei Jahren, im Sommer 1788, kehrt er nach Weimar zurück.

Dort nimmt er sich das Fragment „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ wieder vor. Er arbeitet das Konzept um, aus der theatralischen Sendung werden die „Lehrjahre“, die 1795/96 erscheinen. Der Sehnsuchtsort Italien taucht nur andeutungsweise auf: im Lied der Mignon, des elternlosen Mädchens, dessen sich Wilhelm annimmt; in Mignons Bitte „Gehst du nach Italien, so nimm mich mit, es friert mich hier“; und schließlich in der Figur des kunstsinnigen Marchese, der am Ende des Buches auftaucht und Wilhelm einlädt, ihn auf seinen Reisen zu begleiten.

Wilhelms Bildungsreise führt ihn durch Deutschland. Nicht von Bauwerk zu Bauwerk, von Stadt zu Stadt, sondern von Mensch zu Mensch, vom Künstler zum Adligen. Wilhelm muss keine Landesgrenzen überschreiten, um Fremdes und Kurioses kennenzulernen. Allein indem er Menschen trifft, mit ihnen spricht, sich auf sie einlässt, ihnen nachreist, bildet er sich weiter und entwickelt sich. Zu Philine, der flatterhaften Schauspielerin, die sich nicht für Naturbeschreibungen, „Quellen, Brunnen und alte, morsche Linden“ oder die Musik interessiert, sondern nur für die Menschen, die sie umgeben, sagt Wilhelm einmal: „Der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste und sollte ihn vielleicht ganz allein interessieren. Alles andere, was uns umgibt, ist entweder nur Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, dessen wir uns bedienen.“

Was Goethes Wilhelm auf seiner Bildungsreise erleben muss, um zu erkennen, was er will und wonach er strebt, war bei Erscheinen des Romans provokant – heute liest sich die Entwicklung des Helden geradezu modern: Ein One-Night-Stand kommt vor, ein alleinerziehender Vater, eine Patchworkfamilie, das Spiel des Geschlechtertauschs. Ohne große Pläne zieht Wilhelm los, stolpert von

einer Erfahrung zur nächsten, er tut nur, wozu er gerade Lust hat. Aber jede Erfahrung bringt ihn einen Schritt weiter auf dem Weg zur Selbsterkenntnis.

Und was Wilhelm bildet, lässt sich genauso auf das Heute übertragen. Das Streben nach Öffentlichkeit: Wilhelm lebt es auf der Bühne aus, heutige Helden produzieren sich in Sozialen Netzwerken.

Der Drang zu Höherem: Wilhelm sucht die Nähe des Adels – dessen Aufgabe allein der Glanz und das Repräsentieren seien, wie Wilhelm meint. Den Helden heute würde es zu Politikern und Prominenten ziehen.

Das Vatersein: „Mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben“, heißt es. Wilhelm fühlt sich für sein Kind verantwortlich, will ihm ein Zuhause geben und macht sich Gedanken über dessen Erziehung und Bildung. Heute würde der Held nach einem unbefristeten Vertrag fragen, Immobilienanzeigen lesen, eine Wohnung suchen und die beste Schule für sein Kind.

Die Gespräche über die Bildung von Frauen: Heute würde man über die gläserne Decke diskutieren, über Quotenregelungen und Frauen in Führungspositionen.

So antiquiert die Sprache Goethes heute oft anmutet, so langatmig sich manche Diskussion liest – man kann sich von Wilhelm dennoch manches anschauen: sein Leben nicht zu verplanen, den Lebenslauf nicht nur karriereorientiert zu verfolgen, auch mal einen Schritt zur Seite zu wagen. Jedoch nicht ohne nach jedem Abschnitt innezuhalten und sich selbst zu hinterfragen.

Wilhelm stellt gegen Ende seiner Reise fest, dass Herz und Hirn bei ihm nicht im Einklang sind: Sein Herz schlägt immer noch für das Theater, der Verstand sagt ihm, dass dies nicht sein Weg ist. Als er die patente Therese kennenlernt, muss er sich eingestehen: „Leider hab ich nichts zu erzählen als Irrtümer und Irrtümer, Verwirrungen und Verwirrungen.“ Er träumt von einem Leben an Thereses Seite, mit den

Kindern Felix und Mignon. Das bürgerliche, geordnete Leben in der Patchworkfamilie wird zum Ideal – genau das Gegenteil des unstillen Schauspielerlebens, das längst entzaubert ist: „Das Geschäft war lästig und die Belohnung gering.“ Um das zu erkennen, musste Wilhelm seinen Weg gehen, Umwege und Seitenwege einschlagen. Als Irrtum erkennt er, „dass ich da Bildung suchte, wo keine zu finden war“.

Wilhelm konnte sorglos reisen, weder Budget noch Termine begrenzten seine Fahrt, die Jahre währte. Doch das Leben ist kein Roman – meine eigene Bildungsreise nach Italien dauerte nur ein paar Monate, finanziert durch Stipendien. Ähnlich wie Wilhelm habe auch ich bei fremden Leuten gelebt, hatte zuvor mit der Studentin, die im gleichen Zugabteil saß, zusammen ein Zimmer gesucht. Das gemeinsame Ziel verband die flüchtigen Bekanntschaften, wie die Schauspieler im „Wilhelm Meister“ wurden auch wir zu einer Gemeinschaft auf Zeit. Ich habe Menschen kennengelernt, mit ihnen diskutiert und gelacht, bin ihnen nachgereist in ihre Länder, statt heimzureisen, wie es der Zeitplan vorgesehen hatte. Und habe dann voller neuer Eindrücke weiterstudiert. Was Wilhelm einst bildete, bildete auch mich.

Wilhelm bekam den Ratschlag: „Du kannst Dich also nach Belieben in der Welt umsehen, denn die beste Bildung findet ein gescheiter Mensch auf Reisen.“ Stimmt.

Angelika Dietrich ist freie Journalistin. Sie schreibt seit vielen Jahren für die ZEIT, unter anderem für das Bildungsressort Chancen.